

# Ein Bild, viele Wahrheiten

**Nachwuchsförderpreis** Die Fotografie als Zeugnis ist für die Potsdamer Künstlerin Luise Schröder Zentrum ihrer Arbeit. Ihr besonderes Augenmerk liegt dabei auf Perspektiven von Geschichts- und Erinnerungskonstruktionen. *Von Stephanie Lubasch*

**E**s beginnt mit dem Geräusch des Windes. Ein Wehen, Rauschen, Wispern, das aus den Kopfhörern dringt. Auf dem Bildschirm scheinen zwei Hände die Luftbewegung zu verändern, versuchen, die tanzenden Wellen umzuleiten. Wie ein Spot leuchten Fotografien auf. Ein Zeppelin. Menschenmassen, die in den Himmel starren. Technische Apparaturen.

„Windkanäle sind Labore, in denen Realitäten geschaffen werden“, schreibt Luise Schröder zu ihrem Video „Der gerissene Horizont“. Nicht nur die Eigenschaften von Objekten könnten in ihnen untersucht werden. Sie dienen auch als Spiegel politischer, wirtschaftlicher und militärischer Machtverhältnisse. In ihrer 2020 entstandenen Arbeit versucht die Potsdamer Künstlerin, den Mythos des wissenschaftlichen Fortschritts, bislang als männliche Erfolgsgeschichte interpretiert, aus der Perspektive von sechs Frauen zu betrachten, deren Generationszählungen den scheinbar linearen Verlauf der historischen Entwicklung unterbrechen. Sophie Armant zum Beispiel: Die Frau des berühmten französischen Ballonfahrers Jean-Pierre François Blanchard führte 1809 nach dem Unfalltod ihres Mannes dessen Arbeit fort und gilt als erste professionelle Ballonfahrerin.

Im Zeitalter der sozialen Medien schaut sie uns täglich an – neu aber ist die Frage nicht: Wie „wahr“ kann eine Fotografie sein? Dem Abbild unserer Welt aus früheren Jahrhunderten mögen wir die „Bearbeitung“ mittlerweile zugestehen, das Schönen, Fälschen, Weglassen und Überhöhen. Die Kamera jedoch, die Realität ein zu eins festhält, eine Lügnerin? „Viele Menschen verbinden mit der Fotografie Objektivität“, sagt Luise Schröder. „Ich dagegen sehe sie als höchst sub-

ektiv an. Auch das Foto kann nur Teile der Realität abbilden. Also muss man immer hinterfragen: Was ist zu sehen? Was nicht? In welchem Kontext wurde die Aufnahme gemacht?“ Genau das sei ihr Thema. „Ich benutze Bilder aus Archiven, um einen kritischen Blick auf die Gegenwart zu werfen, herauszufinden, wie sie das kollektive gesellschaftliche Gedächtnis prägen.“

Die Fotografie als Zeugnis, als „vermeintlicher Generator von Wahrheit und Objektivität“, bildet das Zentrum von Luise Schröders künstlerischer Arbeit. Auf ihrer Grundlage spürt sie unserer Erinnerungskultur nach, schaut kritisch auf unser Geschichtsbild und jene, die es prägen. Die brandenburgische Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Manja Schüle, hat ihr dafür in diesem Jahr den Nachwuchsförderpreis für Bildende Kunst zuerkannt. Das mit ihm verbundene Stipendium hilft Luise Schröder nicht nur, „als Künstlerin zu überleben“. Es ist für die 39-Jährige auch ein Zeichen der Wertschätzung, das Mut macht, „weiterzuarbeiten, in den Diskurs zu gehen“.

Die Weichen dafür haben sich nicht erst während ihres Studiums der Fotografie und Medienkunst an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst gestellt. „Schon mit elf Jahren habe ich in Potsdam den Offenen Kunstverein für mich entdeckt“, erzählt Luise Schröder. „Das war für mich der Einstieg.“ Dort lernt sie zeichnen und Theater spielen, über die Beschäftigung mit Kunst vor allem aber sehen: Welche Geschichten lassen sich über Bilder erzählen?

Der Verein ist auch der Ort, in dem sie zur Fotografie findet – später wagt sie, nach einigen Semestern Germanistik und Kunstgeschichte an der FU Berlin, die Bewerbung in Leipzig. Eine erste größere fotografische Arbeit, die Lui-



Luise Schröder, Nachwuchsförderpreis-trägerin Brandenburgischer Kunstpreis 2021, mit Recherchen zu ihrer Arbeit: „La Barricade – Existing as a promise“. Foto: Cité internationale des arts/Maurine Tric/VG Bild-Kunst, Bonn 2021

se Schröder in Bulgarien realisiert, hat dann schon Geschichte zum Thema – auch ihre eigene: Es geht ums Aufwachsen im Sozialismus, um Werte, die geblieben oder verloren gegangen sind und darum, wie sich eine solche Umbruchsituation beschreiben lässt. Ein sozialdokumentarischer Ansatz, dem später ein politischer folgt: „Irgendwann habe ich mich gefragt: Wo komme ich her? Warum bin ich Antifaschistin? Und was bedeutet das?“ Seitdem ist für Luise Schröder klar: „Ich will auch politische Kunst machen, mich mit den Gedanken, die mich umtreiben, künstlerisch auseinandersetzen.“

Das Bild wird zum Ausgangspunkt ihrer politischen Analysen, zum Beginn vieler Transformations- und Übersetzungsprozesse. „Der Rechercheprozess“, sagt sie, „ist immer sehr lang.“ Zu welchem Material er sie führt, zu welcher Technik, ist anfangs offen. „Es geht darum, Form und Inhalt zusammenzubringen, schließlich ist Kunst immer auch poetisch.“ Oft verändert Luise Schröder dabei den Blickwinkel, von vermeintlich Wichtigem zu Unwichtigem zum Beispiel, immer der Frage folgend: Wie entsteht ein Gedanke? Wie wird er konstruiert? Und lenkt, selbst wenn es um große Themen geht, den Fokus auf eher kleine Momente. Darauf, welche Personengruppe in der kollektiven Erzählung vergessen oder ausgeschlossen wurde zum Beispiel. So fällt der Künstlerin 2017 im geschichtsträchtigen Wittenberg auf, das

von 100 Gedenktafeln in der Stadt gerade einmal drei Frauen gewidmet sind. Also fügt sie selbst eine hinzu, erinnert an einen Generalstreik der Frauen der Stadt im Mai 1987. Den es nie gegeben hat. Aber vielleicht hätte geben können? Luise Schröder fasst es so zusammen: „Es geht darum, die Betrachter\*innen zu aktivieren, auch über utopische Möglichkeiten nachzudenken, die in der Vergangenheit angelegt waren.“

Eine gute künstlerische Arbeit, so sieht sie es, müsse für sich stehen. Zum einen. Zum anderen müsse sie diskursfähig sein, die Leute zum Sprechen bringen. Am liebsten sind ihr dabei Werke, denen es noch dazu gelingt, „auch jemanden, der nichts mit Kunst zu tun hat, zu berühren“. Sie selbst arbeitet momentan unter anderem an einer Serie mit Porträts brandenburgischer Künstlerinnen. Und an einem Projekt zum Thema Barrikaden. In Leipzig, neben Potsdam einer ihrer Arbeits- und Lebensorte, hat Luise Schröder dazu gerade eine riesige Barrikade aus Büchern aufgebaut. Später soll die Installation zusammen mit einem Video in Paris zu sehen sein, wo sie seit zwei, drei Jahren ebenfalls einen Koffer zu stehen hat. „Eine sehr diverse Stadt, dann die fremde Sprache – das fordert mich heraus“, sagt sie.

Es ist die Mischung, die ihr gut tut. Das In-Bewegung-Bleiben. Die Möglichkeit, immer wieder den Blickwinkel zu ändern, ergibt sich da fast von selbst.



Zu wenig Gedenktafeln für Frauen: Luise Schröders Arbeit „Die vergessene Mobilisierung“ entstand 2017 in Wittenberg. Foto: Luise Schröder/VG Bild-Kunst, Bonn, 2021

**„Ich benutze Bilder aus Archiven, um einen kritischen Blick auf die Gegenwart zu werfen.“**

Luise Schröder, Nachwuchsförderpreis-trägerin

## Das Spiel mit Kurven und Furchen

**Skulptur** Der Bildhauer Ulrich Jörke schuf mit „Strausberger Torso“ die Preisgabe für den Brandenburgischen Kunstpreis 2021. Unlängst fand ein jahrzehntealter Streit um verlorene Reliefs für die Berliner U-Bahn sein gutes Ende. *Von Katharina Schmidt*

**Ulrich Jörke** gestaltet nicht nur, er lässt sich ein. Wenn der Berliner Künstler Stein und Ton bearbeitet, fühlt er, was das Material ihm zurückgibt, welche Geschichte es ihm entlockt. „Ein Geben und Nehmen“, nennt er es. So ist jede Steinfigur und Plastik des gebürtigen Berliners ein biografisches Fragment – wie die Bronze-Skulptur „Strausberger Torso“, welche an die Preisträger des Brandenburgischen Kunstpreises 2021 verliehen wird.

Das Spiel aus Kurven und Furchen dieses liegenden Frauenakts sind Assoziationen aus den Symposien im Oderbruch, die er als Leiter der Strausberger Künstlergruppe Kontrapost anführte. Aktzeichnung und Landschaft haben sich in seiner Gedankenwelt zu diesem in Bronze gegossenen Körpergelände verbunden. Es ist ein Denkmal für die Begegnungen mit den Künstlern, deren Schaffen er als Lehrer prägte. Dieses Privileg gab er nach drei Jahrzehnten ab. Seinen Schülern in Strausberg bleibt seine Kunst, die fest zum Stadtbild gehört: eine stilisierte Stadtansicht auf dem Rondell des südlichen Kreisverkehrs, die bemalte Plastik eines Straußes im Einkaufszentrum und die Skulptur „Die Träumende“ vor der alten Stadtmauer.

Die sitzende Frau aus Sandstein, ihr Kopf lehnt melancholisch auf den Knien, gehört zu seinen ersten Werken, die er 1983 während eines Bildhauersymposiums in Reinhardtsdorf im Sächsischen Elbsandsteingebirge geschaffen hatte. Die Faszination für Formen spürte Ulrich Jörke schon als Kind. „Was ich gesehen habe, wollte ich modellieren“, erzählt er im Garten seines Grundstücks in Französisch Buchholz. Zwischen Farnen und Tulpen ragen dort Büsten, Akt-Skulpturen und Tierfiguren heraus. In den Jahrzehnten seiner Arbeit hat sich die Gedankenarbeit beim Formen intensiviert, die Werke sind abstrakter gewor-

**„Was ich gesehen habe, wollte ich modellieren. Schon als Kind.“**

Ulrich Jörke, Bildhauer

den. „Ich überlege immer mehr und werde kritischer“, sagt der 1936 Geborene.

Sein Talent wurde früh entdeckt. Allerdings brachten ihn die Wirren der Nachkriegszeit von der künstlerischen Ausbildung ab. Er wurde Fernmelde-Ingenieur, leitete eine Entwicklungsabteilung im Herstellerverbund RFT der DDR. „Das hat mir gelegen – vielleicht, weil es auch mit Modellieren zu tun hat.“ In seiner Freizeit formte und zeichnete Ulrich Jörke weiter. Er trat der Künstlergruppe Akanthus in Berlin-Pankow bei. Eine Parallelwelt entwickelte sich: Unter der Woche war er Ingenieur, am Wochenende Bildhauer. Maßgeblich geprägt hat ihn der Künstler Gerhard Rommel. „Er hat mich immer Köpfe machen lassen.“ Doch als er sich 1983 dem Verband der Bildenden Künstler der DDR vorstellte, wurde er zunächst abgelehnt. „Ich sollte erst einmal nach Heinersdorf zum Steinklopfen.“ Im Folgejahr klappte es mit der Aufnahme „dabei hatte ich gar nicht so viele neue Arbeiten“, gesteht er.

Eine Zeit lang funktionierte das Leben in zwei Welten, doch politische und wirtschaftliche Widrigkeiten des Realsozialismus forderten ihm eine Entscheidung ab. Einerseits sah man es nicht gern, dass er als Abteilungsleiter Kontakte im Wes-



Will fühlen, was das Material ihm gibt: Ulrich Jörke Foto: Katharina Schmidt

ten – auch zu seiner Schwester – pflegte. Andererseits bremste die Planwirtschaft seine Arbeit in der Entwicklung. So formte sich der Entschluss: „Jetzt bin ich Künstler.“ Gleich sein erster Auftrag entwickelte sich zu einem Kunst-Krimi, der sich erst jetzt, zur Zeit der Corona-Pandemie auflösen sollte.

Jörke fertigte in den 1980er-Jahren Wandreliefs für Renovierungen Ostberliner U-Bahnhöfe, etwa an der Haltestelle Märkisches Museum. Doch bei der Ge-

staltung der Station Friedrichsfelde wirbelte wieder einmal das Zeitgeschehen alles durcheinander. Die Mauer fiel, die Wende kam, die Arbeiten Jörkes und anderer Künstler wurden erst einmal in Kisten gepackt. Aus dem Radio erfuhr er später von der Fertigstellung des Bahnhofs. „Aber meine Kunst war nicht dran.“ Er konnte einen Teil der Kisten in einem Bahnschuppen ausfindig machen. Damals wurde gerade der U-Bahnhof Tierpark saniert, Jörke bot seine wiederaufgetauchten Reliefs an – mit Erfolg. Doch der Verbleib der restlichen Kisten ließ ihm keine Ruhe. „Es hat mir wehgetan.“ Weitere zehn Jahre verstrichen, bis er an eine engagierte BVG-Mitarbeiterin geriet. Sie wusste, wo die restlichen Reliefs steckten, die anschließend ebenfalls am Bahnhof Tierpark angebracht wurden. Die Einweihung fand unter Corona-Bedingungen statt. „Es ist wichtig, dass man die Kunst nicht verschwinden lässt, darin steckt eine Zeiterschneidung“, erklärt der Künstler die Beharrlichkeit.

Ulrich Jörke formt und modelliert noch immer. In diesem Sommer wartet wieder der Steinbruch in der Sächsischen Schweiz auf ihn, begleitet von der Spannung, welche seiner Erinnerungen ihm der Sandstein entlocken wird.